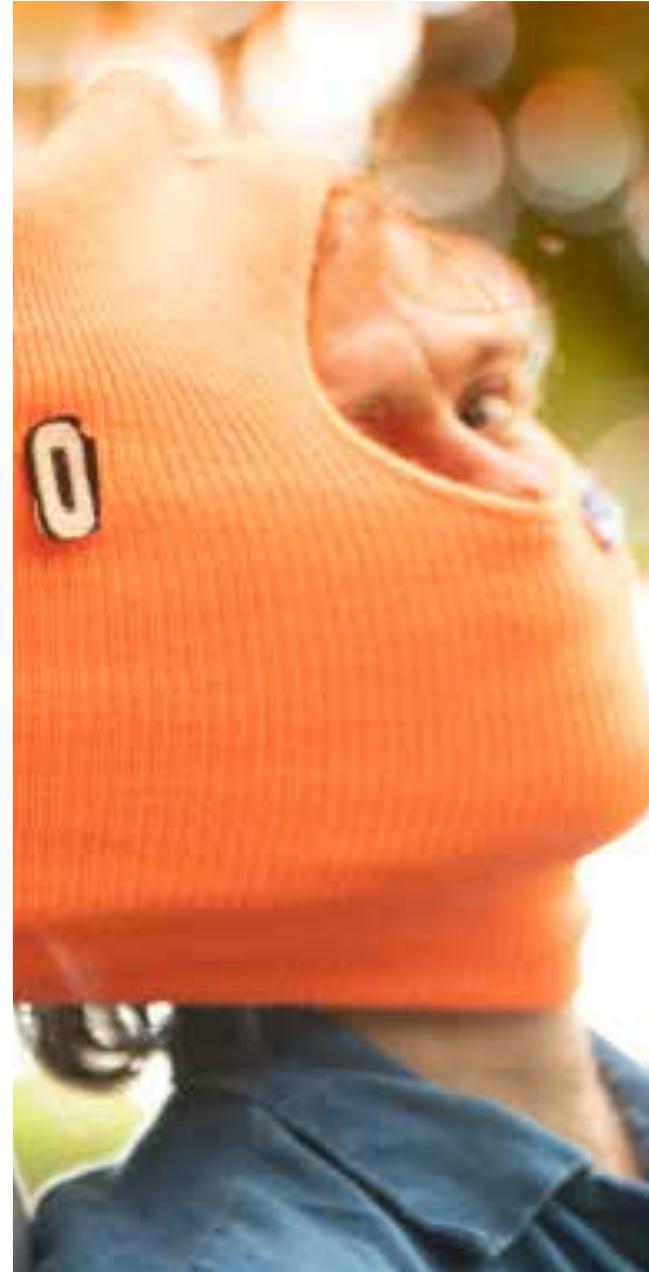


# PEOPLE BRAUCHEN KEIN GESICHT



Zwei Köpfe, ein Gedanke: Als Big Red Machine haben Justin Vernon (l.) und Aaron Dessner (r.) das erste Album des People-Kollektivs aufgenommen.



Es ist das größte Experiment der Popmusik: Mit einem ungewöhnlichen Festival und einer Internetplattform wollen Justin Vernon (Bon Iver) und Aaron Dessner (The National) den Künstlern die Macht über ihre Musik zurückgeben und die Möglichkeit, in immer neuen Konstellationen zusammenzuspielen. Sie rütteln damit an der Urfrage der Popindustrie: Wer profitiert wie von Musik? Wir trafen die beiden zum einzigen persönlichen Gespräch im Funkhaus Berlin. Besuch in einer Utopie.

## PEOPLE

**E**s gibt ein paar englische Wörter, die sind schöner als ihre deutschen Entsprechungen. „People“ ist eines davon. Wegen der Besonderheit, dass es alles zugleich bedeutet: Leute, Menschen, Volk. „Human beings in general or considered collectively“, sagt das „Oxford Dictionary“. Ein durch und durch pluralistischer Begriff.

### Erster Teil. Die Proben

In den langen Korridoren des Funkhauses herrscht diese besondere Unordnung aus Musikern, Notizzetteln, Instrumenten und mattschwarzen Kabelspiralen, aus dem einen jeden Moment das Fragment eines Songs anspringen kann, um genauso schnell wieder in der schönen strengen DDR-Architektur zu verhallen.

Hier an diesem unwirklichen Ort des alten Ostberliner Rundfunkgebäudes, den Musiker und das hippe Hauptstadtpublikum in den letzten Jahren wiederentdeckt haben, proben und experimentieren die Künstler des People-Festivals eine Woche lang gemeinsam. 160 Musiker werfen Ideen in den Raum und über den Haufen, verlassen ihre Stammbands und spinnen neue Bände, um schließlich am Wochenende die Ergebnisse ihrer Arbeit der Öffentlichkeit zu präsentieren: Weltpremieren und Exklusivarbeiten, die vielleicht nur ein einziges Mal zur Aufführung kommen.

Drei Tage bevor die ersten Festivalbesucher durch die Gänge streifen, weht ein aus den Studios, durch halb verschlossene Türen, der Sound des Unfertigen entgegen. Alles noch unverbraucht, alles in der making. Im Halbbrund des großen holzvertäfelten Sendesaals probt Ben Lanz, der bei Beirut und in der Tour-Band von The National Posaune spielt, mit einem Streichorchester. Richard Reed Parry von Arcade Fire steht mit Gitarre in einem Studio. „Jeder, der mit-singt, darf reinkommen“, ruft er.

Ins Leben gerufen hat das Festival ein Kern von fünf Leuten: Justin Vernon, mit seinem Bandprojekt Bon Iver Fixpunkt des zeitgenössischen Indie Rock, das Brüderpaar Aaron und Bryce Dessner von The National und die Berliner Hoteliers Nadine und Tom Michelberger. Vor fast zwei Jahren ging hier im Funkhaus die erste Ausgabe über die Bühne, damals noch unter dem Namen Michelberger-Festival. Auch diesmal gibt es keinen öffentlichen Programmplan und keine Hierarchie zwischen den teilnehmenden Künstlern. Auf der Website sind alle 160 Namen in alphabetischer Reihenfolge und gleicher Schriftgröße aufgelistet. Feist, Mouse On Mars



Das Happening selbst ist der Star: Aaron Dessner (l.) und Justin Vernon (r.) bei den Proben im Berliner Funkhaus.

und Henning May (AnnenMayKantereit) stehen hier neben weniger bekannten Session- und Orchestermusikern, isländischen Experimentalkünstlerinnen und Tontechnikern. Headliner gibt es nicht.

Vieles an diesem Konzept läuft der Logik von modernen Musikevents entgegen – im Grunde sogar der gesamten Musikwirtschaft. Es gibt zwei Wege diese Idee zu beschreiben. Der bescheidene lautet: Die Macher von People wollen die Art verändern, wie wir auf Festivals Musik hören – mehr fühlen, weniger konsumieren. Der

andere, die ambitioniertere Antwort: Sie wollen zusammen eine kleine Revolution anzetteln. Michelberger-Festival war ein Arbeitstitel, People ist der Name einer größeren Idee.

### Zweiter Teil. Justin und Aaron

Justin Vernon ist einer dieser Menschen, den man sofort mag. Einer, der sich schon nach ein paar Minuten so anfühlt, als ken-

## PEOPLE



ne man ihn seit Jahren – was zur Hälfte an den Songs liegt, in denen er als Bon Iver seit 2007 über existenzielle Verunsicherung singt, und zur anderen an seiner einnehmenden Art. Ein Kumpeltyp, mit lauter, tief vibrierender Stimme. Zusammen mit Aaron Dessner gibt er an diesem Nachmittag eines der Interviews, die er eigentlich gar nicht mehr oder eben nur sehr selten geben will. „Offen gesagt interessieren mich Interviews nicht“, sagt er. „Alles, was ich sagen will, findet man in den Songs.“ Heute also eine Ausnahme. Die Idee muss raus in die Welt.

Wie es ihm geht? Breites Grinsen. Justin antwortet in einem Wort: „Glücklich.“ Schließlich befinden wir uns mitten in sei-

nem Happy Place, in der Utopie von People. Während unten die Proben weiterlaufen, sitzen wir in einem der kleinen Studios, zu dem man durch verwinkelte Gänge und Treppenhäuser gelangt. Justin auf einem Drehstuhl, von dem aus er sonst die umstehenden Sequencer bedient. Aaron hat uns Stühle dazugerrückt. Ein Stuhlkreis umgeben von Kabeln, Mikrofonständern und einer einsamen Zimmerpflanze.

Unter dem Namen Big Red Machine haben Justin Vernon und Aaron Dessner das erste Album des People-Projekts aufgenommen. Geholfen haben dabei zahlreiche Freunde aus dem Musikerkollektiv, zu dessen Mittelpunkt und Jahreshauptver-

„Bei einer National-Platte sind am Ende auch 30 Leute dabei, aber People ist eine ganz andere Art der Zusammenarbeit.“ – Aaron Dessner

sammlung das Festival geworden ist. Ohne diese Gemeinschaft, sagen sie, würde es die Platte nicht geben. Auf dem Cover steht deswegen nicht Big Red Machine, sondern People, in Großbuchstaben. „Es ist so was wie unsere Ode an People“, sagt Justin.

„Bei einer The National-Platte sind am Ende bestimmt auch 30 Leute beteiligt, aber auf eine andere Weise“, sagt Aaron. „People ist eine ganz andere Art der Zusammenarbeit.“ Wie kann man sich das konkret vorstellen? Sie haben ein Songfragment und schicken es rüber zu Mouse On Mars für den Rhythmus-Part?

„Normalerweise sitzen wir zusammen“, sagt Justin. „Viele Leute. Bei Aaron im Studio oder bei mir in Eau Claire.“

„Also kein Datei-hin-und-her-Senden?“

„Nein. Wir hängen wirklich zusammen ab.“

„Wir haben wirklich Glück“, sagt Aaron, „dass wir uns solche Orte über die Jahre aufbauen konnten. Irgendwann haben wir begriffen, dass es darum gehen muss, diese Möglichkeit auch anderen zu geben: einen Ort und Zeit, um zusammen Musik zu machen.“

Die Geschichte von Big Red Machine, die auch die Geschichte von Justin und Aaron ist, reicht zurück bis ins Jahr 2008. Damals komplizierte Aaron gemeinsam mit seinem Bruder Bryce den AIDS-Charity-Sampler DARK WAS THE NIGHT: Drei Jahre lang baten sie Künstler, Songs aufzunehmen und versuchten Zusammenarbeiten zu initiieren. Aaron lud auch Justin ein, der damals gerade mit FOR EMMA, FOREVERAGO auf dem Sprung zum Indie-Star war. „Ich schickte ihm eine Nachricht bei MySpace mit einem unserer Klavier-Fragmente. Ich hatte es ‚Big Red Machine‘ genannt, weil ich irgendeinen Namen brauchte, um es abzuspeichern zu können“, erzählt Aaron. Zwei Wochen später schickte Justin einen vollständigen Song zurück. „Und der war wirklich wunderschön.“

Justin und Aaron sind gute Freunde. Man spürt das an der Art, wie ihre Sätze aneinander anschließen. Da ist ein tiefes ▶



Künstler und Besucher auf dem Festival.  
Oben rechts: Erlend Øye spaßt mit Henning May (AnnenMayKanterei). Oben links: Justin Vernon hört My Brightest Diamond und Channy Leaneagh von Poliça zu.



## PEOPLE

Verständnis. „Immer wenn ich Aaron treffe, bin ich so ... aaaaaah!“, sagt Justin mit einem langen ausatmenden Geräusch, als löse sich ein Druck in seiner Brust, und rutscht tiefer in seine Stuhllehne. Beide entsprechen auf den ersten Blick dem Bild des hemdsärmeligen Indie-Musikers: freundlich, eigenwillig, zauseliges Haar. Und doch gibt es Unterschiede in der Präsenz. Justin mit seinen Tattoos, die eher wie Notizen und Kritzeleien wirken, mit dem Hang zu kurzen Sätzen und stellen Thesen, mit dieser leicht nervösen Energie in den kippelnden Knien. Und Aaron, der Zurückgenommene, der leiser spricht, so als forme er seine Gedanken noch im Gespräch immer wieder um. Es ist eine Kombination, die – menschlich wie musikalisch – seit über zehn Jahren funktioniert.

### Dritter Teil. Das bessere Leben

Tom und Nadine Michelberger lernten die beiden vor einigen Jahren kennen. Immer wieder wohnten sie in deren Hotel, wenn sie in der Stadt waren. „Das hat sich wie ein Zuhause weit weg von zu Hause angefühlt“, sagt Aaron. Auch dort gäbe es keine Hierarchien. Simple Hostelzimmer koexistieren mit luxuriösen Suiten, alles wirkt irgendwie handgemacht. Es zog Justin und Aaron immer wieder zurück an diesen Ort. Und irgendwann fragten sie sich, ob es nicht einen Weg gäbe, den Grund dafür, die Freundschaft und das Zuhause Gefühl, in etwas Größeres zu verwandeln. So entstand die Idee für das erste Festival 2016. So entstand People.

**Justin Vernon:** Zuerst hat sich das Projekt auch ein bisschen wie eine Flucht angefühlt, weg von Bon Iver, weg von The National. Mittlerweile kommt es mir eher vor wie ein natürlicher Teil des Lebensrhythmus.

**Aaron Dessner:** Wir haben natürlich riesiges Glück mit unseren Bands. Wir können von unserer Musik leben. Aber im Tourbus von The National heranzufahren, ist schon auch eine sonderbare Art, sein Leben zu verbringen. Du musst dir Möglichkeiten schaffen, aus dem Schatten dieser Inszenierung zu treten.

**Justin:** Es gibt in der Musikindustrie so viele dämliche Dinge, die dich ablenken. Es ist so langweilig und schmerzhaft, wie kommerzielle Ware herumgereicht zu werden. Und es bedroht die Freude an der Musik. Hier beim Festival ist es egal, ob und wer unsere Songs zu hören bekommt. Wir machen das vor allem für uns selbst.

**Aaron:** Wenn ich könnte, würde ich an den meisten Tagen sofort mit jemandem tauschen, der jeden Tag seine Kinder sieht und im selben Bett aufwacht. Im Hamsterrad

der Musikindustrie ist es leicht, die Bodenhaftung zu verlieren. Es ist schwer, das zu erklären, weil es sich anhört, als seien wir verwöhnte Jungs, aber dieses Musiker-Dasein hat etwas Gestörtes. Deswegen wollen wir Künstler mit People dazu veranlassen, Musik wieder anders zu denken.

**Justin:** Und das Publikum!

**Aaron:** Ja, das Publikum auch. Ich glaube, vor allem geht es uns darum, neue Modelle zu finden, die nicht nur auf unternehmerische Expansion aus sind. Modelle, die als Kreislauf funktionieren und die in die Menschen zurückinvestieren. Im Grunde ist das eine sozialistische Idee. Im Kapitalismus ist das Ziel eines Unternehmens schneller Profit und nicht die langfristige Gesundheit seiner Angestellten. So ist das auch in der Musikindustrie. Jeder bei The National war mal an einem Punkt, an dem er es vor lauter Angst und Depression fast nicht weiter geschafft hätte. Warum? Weil du touren musst wie ein Irre, um zu überleben.

**Justin:** Ich hätte es ja selbst fast nicht geschafft. Manchmal rufe ich Aaron an, um mich auszuheulen. „Ich sterbe hier draußen!“ Oder er ruft mich an. Tatsächlich sind in diesem Gebäude gerade bestimmt noch so einige andere depressive Motherfucker. Aber bis jetzt habe ich nur lächelnde Gesichter gesehen.

**Aaron:** Das ist der Antrieb für People: Es fühlt sich einfach gut an. Als ob wir auf der unabhängigen, gesünderen Seite der Musikindustrie stehen.

Vom ungesunden Leben kann einem Justin Vernon, dieser große Zweifler des Gegenwartspop, eine Menge erzählen. Er, der sich damals in einer schweren Sinnkrise einen Winter lang in die einsame Jagdhütte seines Vaters zurückzog, im tiefsten Wisconsin, und mit seinem gefeierten EMMA wiederkehrte. Und der trotz des ganzen Erfolgs lange unglücklich war.

„Diese Mischung aus Ruhm, Geld und Isolation ist eine gefährliche Sache“, sagt er. „Ich habe in meinem ganzen Leben nie so viel Angst und Beklemmung verspürt, wie nach dem zweiten Album. Ich musste meine Tour absagen, ich konnte nicht aus dem Haus gehen, ich wollte diese ganze Aufmerksamkeit nicht. Das ist nicht der Grund, warum ich Musik mache. Das hat eher mit spirituellen Dingen zu tun und mit Fragen, die ich mir selbst beantworten wollte. Aber nicht mit dem Berühmtsein. Das hier, das Festival, People, das ist es, was mich interessiert. Weil ich hier Teil von etwas bin. Und weil ich vielleicht ein bisschen die Welt um mich herum verändern kann.“

Die Wahrheit über Justin Vernon, sagt er, sei nämlich eine andere als die des einsamen Einsiedlers. „Ohne meine Eltern, meine Freunde und andere Musiker gäbe es keinen einzigen Ton meiner Musik.“ ▶

## PEOPLE

Selbst damals in der Jagdhütte sei sein Freund Ryan Olson die ganze Zeit dabei gewesen.

„Ich habe das auch immer so erzählt. Das schreibt bloß nie einer.“

### Vierter Teil. Das Festival

Auf dem Gelände des Funkhauses streifen am Samstagmittag Zuschauer zwischen Spreuerfer und dem imposanten Gebäudekomplex umher, warten, gucken, staunen – und rätseln. Mehr als einen Zettel mit Orten und Zeiten der Konzerte hat man ihnen am Einlass nicht gegeben. Durch Armbänder, die sie in verschiedene Gruppen einteilen, werden sie zu einigen – nicht allen – Zutritt haben. Aber wer in den Studios oder im Sendesaal mit seiner gigantischen Konzertsorgel auftritt, erfahren sie immer erst, wenn das Konzert beginnt.

Die in warmen Brauntönen schimmernden Räume scheinen zu einem zu sprechen: Sie fordern Stille und Aufmerksamkeit. Ganz so, als schärfte das viele Nichtwissen die Sinne des Publikums. Alle Sensoren auf Empfang. Als die Musiker des Stargaze-Orchesters das Studio betreten, schweigt der gesamte Raum, bis auch das letzte Instrument gestimmt ist. Dann hebt das Orchester zum Crescendo an. Zwei Tänzerinnen in feuerroten Kleidern biegen und strecken sich im zarten Rhythmus der Musik. Und die wargoldenen Scheinwerfer flackern, als beleuchteten zufällig vorbeifahrende Autos die Szenerie.

Indie Folk, A-cappella-Harmoniegesang, elektrifizierter Soul und sperrige Experimentalstücke bekommt man hier in den kommenden zwei Tagen zu hören. Und nach der anfänglichen Ungeduld verstummt bald auch die innere Stimme, die nach berühmten Namen und vertrauten Abläufen verlangt. Dann ist es gar nicht mehr so wichtig, ob man Bon Iver zu Gesicht bekommt oder nicht. Ob man die klugen Zeilen des Berliner Rappers Cheftat hört oder gespensterhafte Volksweisen aus Litauen. Ob Kurt Wagner von Lambchop sich 20 Minuten zu verspulenden Soundscapes hinter einem Laptop verschanzt, ohne seine sonore Stimme ein einziges Mal zum Klingen zu bringen.

„Wo bist du?“, schreibt man einem Kollegen aus dem kleinen Saal.

„Im großen, bei Feist.“

„Damn! Dafür hab ich Justin.“

„Damn!“

Solche Momente gibt es viele. Und sie sprechen zu einem: Keine Angst, du bist schon am richtigen Ort. Weil es keinen falschen gibt. Irgendwann packt man das Handy dann eh weg – wie erstaunlich viele Besucher. Um mal ausnahmsweise die Gegenwart vor seiner Nase nicht zu verpassen.

Was hier passiert, widersetzt sich jeder Event- und Verwertungslogik. Das Happening selbst ist der Star, nicht das Ergebnis. Das People-Festival ist eine große Feier des Flüchtigen: Handschriftliche Notizen, vergessen auf dem Parkett, erinnern noch an den Prozess, der den Konzerten vorausgegangen ist. Im Moment des Auftritts sind alle ganz präsent – und wirken so beseelt, so als beobachte man sie bei einer diesen spontanen Sessions, von denen Justin Vernon und Aaron Dessner im Gespräch geschwärmt haben.

Die stehen am Abend, nachdem die letzten Töne in den Studios verhallt sind, gemeinsam mit anderen Musikern auf der Bühne in der alten Lagerhalle des Funkhauses. Der Auftritt ihres gemeinsamen Projekts Big Red Machine führt zwei Welten zusammen: Die glühende Verzweiflung von Bon Iver verschmilzt mit dem melancholischen Breitwandrock von The National. Das ist ganz weit weg von der Routiniertheit großer Stadiontourneen. Und nur hier, in diesem Moment, ergibt die Zeile, die sie in „Melt“ immer und immer wieder mantrahaft wiederholen, vollends Sinn: „Well you are who you are ...“ Wer sie sind und wer sie sein wollen, scheint an diesem Abend zusammenzufallen.

### Fünfter Teil. Das Netzwerk

Ein paar Tage später, nachdem nun auch der letzte Verstärker aus dem Funkhaus geräumt und die letzten Künstler wieder ins Flugzeug nach Hause gestiegen sind, telefonieren wir mit Nadine Michelberger. „In den letzten Tagen ist etwas Einmaliges entstanden, das unglaublich eindrucksvoll war, besonders für die Künstler“, sagt Nadine. Sie und Tom widmen sich nun wieder dem Hotelbetrieb in Berlin-Friedrichshain – und seit Neustem auch der Arbeit an einem People-Streaming-Dienst.

Um das Kollektiv das ganze Jahr über zu stärken, haben die beiden zusammen mit Justin Vernon und den Dessner-Brüdern eine eigene Künstlerplattform ins Leben gerufen, die sie als Verlängerung des Festivalskonzepts im digitalen Raum verstehen: p-e-o-p-l-e.com. Die Idee dazu kam ihnen nach der ersten Ausgabe des Festivals: eine Streaming-Plattform, die funktionieren soll wie das gemeinsame Werkeln im Funkhaus.

Anders als Spotify soll People kein profitorientierter Streaming-Dienst sein, anders als bei SoundCloud muss man die Initiatoren und teilnehmenden Künstler kennen oder mit ihnen in Kontakt treten, um ihre Arbeiten hochladen zu können. Wer will, kann seine Werke anderen Künstlern zur Weiterverarbeitung zur Verfügung stellen: Songs, aber auch Fragmente, Skizzen, Podcasts, visuelle Kunst, Essays.

## THE FUTURE OF FESTIVAL

### Wie man in Berlin auch andernorts an Arschritten für die Kulturindustrie arbeitet

Man muss nur ein einziges Mal bei einem großen Musikfestival gewesen sein, um eventuell vorhandene romantische Vorstellungen über Bord zu werfen. Mit Präzision und Professionalität wird eine Band nach der anderen über die von Markenklogos gerahmten Bühnen gehetzt. Band spielt Greatest Hits, 45 Minuten. Dann spielt die nächste Band. Wer sich partout nicht an den Zeitplan halten will, dem wird einfach der Saft abgedreht – selbst erlebt bei Rock am Ring. Dass es auch anders geht, zeigen neben People auch das Pop-Kultur-Festival und Berlin Atonal. Sie alle sind in mehrerlei Hinsicht Antithesen zum Rock-Festival mit seinen Bierleichen. Sie sind der Beweis dafür, dass „das Publikum“ nicht immer die ewig gleiche Scheiße vorge-setzt bekommen möchte. Die undenk-baren Band-Kombinationen beim People-Festival erweitern nicht nur den Horizont des Publikums, sondern auch den der Beteiligten, vielleicht ergibt sich daraus ein stilistisches Umdenken, oder etwas Bleibendes, wie Big Red Machine, die Band von Justin Vernon und Aaron Dessner. Auf jeden Fall ist es ein Tritt in den Arsch der Kulturindustrie. So wie das Festival Pop-Kultur, das im August zum vierten Mal in Berlin stattfand. Die räumliche Nähe der verschiedenen Bühnen (diesmal in der Kultur-brauei) gibt das Gefühl, über eine Kunstausstellung zu flanieren. Der Gast schaut mal hier, mal da vorbei und bekommt viel Musik zu hören, die als Auftragswerk ihre Uraufführung erlebt. Und dann ist da noch das Berlin Atonal: Das 1982 von Tresor-Inhaber Dimitri Hegemann ins Leben gerufene Festival zieht jedes Jahr Tausende Besucher an mit einer Musik, die gemeinhin als „schwierig“, unkommerziell und Kassengift gilt: experimentelle, abstrakte elektronische und elektro-akustische Musik. Möglich sind diese Festivals, die spontan und überraschend sein wollen, nur durch Macher, die keine kommerziellen Interessen vertreten. Hinter People stehen die Berliner Hoteliers Nadine und Tom Michelberger, Berlin Atonal und Pop-Kultur werden von diversen öffentlichen Institutionen bezuschusst (u.a. von der Senatsverwaltung für Kultur und Europa). **Albert Koch**

„Wenn ihr zwei Künstler wärt“, erklärt uns Aaron beim Interview vor dem Festival und stockt kurz: „Wartet, ihr seid ja Autorinnen. Also könnte ich euch einfach einen Login geben und ihr könntet sofort loslegen und Texte posten.“ People soll nicht nur ein Ort sein, an dem man Musik teilen kann, sondern auch Gedanken.

Die Website ist reizvoll, aber auch unübersichtlich, wie ein großes Archiv, in dem man sich erst mal zurechtfinden muss. „Es ist wie eine Mischung aus einem seltsamen, alten Plattenladen und öffentlichen Radio-Netzwerk“, sagt Aaron. „Ein Ort, an dem kein Algorithmus unserem Verhalten nachspürt.“

Das Konzept berührt zentrale Fragen des Musikgeschäfts: Wie regelt man die Sache mit den Urheberrechten, wenn jeder Material tauschen, teilen und weiterverarbeiten kann? Wie verdienen Musiker mit ihrer Arbeit? Und wie können Künstler ohne riesige Vermarktungsmaschinerie im Rücken von People profitieren?

Die Rechte für die Stücke, erklärt Nadine, bleiben immer bei den Künstlern. Ihre Idee: Will jemand ein Werk nutzen, erhält der Urheber 80 Prozent der Einnahmen, 20 Prozent bleiben im People-Universum – um die Plattform weiterzuentwickeln, Projekte und Zusammenkünfte zu finanzieren. „Wir sind gerade dabei, herauszufinden, wie wir dieses Konzept möglichst unbürokratisch umsetzen können“, sagt Nadine. Eine Label-Funktion für die Künstler habe People keine. „Wir machen kein Marketing für niemanden. Es geht uns um Selbstverantwortung.“ Unbekannteren Künstlern bietet die Plattform dennoch einen Vorteil: Kein Algorithmus verdrängt sie auf die billigeren Plätze. Keine Klickzahlen, kein sortierender Algorithmus. Es gilt das Festival-Prinzip: Inhalt vor Namen.

Wenn alles gut geht, soll es bald auch einen People-Player geben: ein Gerät mit Kopfhörer-Klinke, das eigens für das Hören des Plattform-Contents entwickelt wird. Warum nicht einfach eine App?

„Ich finde das viel besser so“, sagt Justin Vernon. „Ich glaube, die Sache mit den Smartphones wird in den nächsten fünf Jahren sowieso den Bach runtergehen. Eigentlich haben doch alle genug davon.“

„Und was kommt danach?“

„Keine Ahnung.“

„Wir wissen auch noch gar nicht, wie wir das Ganze am Ende zu Geld machen können“, sagt er und winkt ab. „Ach, Geld und der ganze Kram. Auf unserer Liste steht das gerade vielleicht an 50. Stelle.“

Es sind Aussagen wie diese, denen man in unserer Zeit gelernt hat grundsätzlich zu misstrauen. Überhaupt ist Justins und Aarons Idee einer hierarchiefreien Musikwelt, in der nicht Stars und Images, sondern Werke im Mittelpunkt stehen, ist so

„Ich habe keine Zeit mehr für dieses permanente ‚Fuck the music industry!‘. Seit wir an People arbeiteten, bin ich frei von alldem.“ – Justin Vernon

reizvoll wie irritierend. Sie widerspricht vielem, was Popmusik ausmacht. Pop, das ist ja auch: schillernde Oberfläche, unter der es brodeln. Diese mächtige Identitätsmaschine, die Projektionsflächen erschafft, Idole und Heldinnen hervorbringt. Und Fantum, ist das nicht immer auch ein bisschen Personenkult? Wahrscheinlich ja. Und wahrscheinlich werden viele Festivalbesucher vor allem von der Strahlkraft von Bon Iver oder The National angezogen. Genau das ist es aber, was Justin und Aaron nicht wollen: die Köpfe einer Bewegung sein. Und deshalb ist man hier in diesem schönen, holzvertäfelten Studio, im Stuhlkreis mit diesen beiden brüderlichen, aufrechten Typen auf seltsam optimistische Weise bereit, an ihre Utopie zu glauben.

Zum Schluss will man noch wissen: Wie politisch ist People eigentlich gedacht? Insofern, antwortet Aaron, als dass es sich auch wie eine Reaktion auf populistische Tendenzen anfühle – als Ankämpfen gegen die Hoffnungslosigkeit. „Was People kommunizieren soll: Wenn wir uns nicht mehr darauf verlassen können, dass es irgendein Staat schon für uns hinbiegt, dann lasst es uns doch selbst zusammen probieren!“

„Ich würde es nicht politisch nennen“, sagt Justin, „sondern gesellschaftlich. Es ist kein Protest. Wisst ihr, ich bin lange gegen sehr viele Sachen gewesen. Aber seit wir an People arbeiteten und es immer weiterwächst, habe ich das Gefühl, eine Art Garten gefunden zu haben, der frei von alldem ist. Ich habe keine Zeit mehr für dieses permanente ‚Fuck the music industry!‘. Ich habe keine Zeit mehr für Hass.“

Dann lächelt er und steigt durch eines der Fenster hinaus auf ein Zwischendach des Funkhauses, um eine Zigarette zu rauchen. Er scherzt laut mit dem Fotografen, von dem er sich nicht fotografieren lassen will und der ohne Bilder wieder abziehen muss. Er will, sagt er, nicht das Gesicht des Festivals sein. Und ein bisschen ist es so, als hielt er hier auf dem Dach noch mal den Zeigefinger ins Wörterbuch: People, das bedeutet immer Plural.